KAPITEL 4





Foto: Jan Eiden

ELTERN IN KOMMUNEN – EINE PERSÖNLICHE ZWISCHENBILANZ

Geduldet - toleriert - unterstützt

Seit drei Monaten leben wir mit unseren Kindern, inzwischen 12 und 13 Jahre alt, in Form einer klassischen Kleinfamilie: Mutter, Vater und zwei Kinder. Bis zu diesem Zeitpunkt lebten die Kinder in Wohngemeinschaften, Hausgemeinschaft und Großprojekt. Sie erleben also das erste Mal, was für die Kinder ihres weiteren Umfeldes Normalität ist – und sie genießen es.

Die neue Situation beinhaltet für sie, daß wir mehr Zeit haben, daß sie unsere Aufmerksamkeit gerade beim Essen nicht teilen müssen mit anderen Erwachsenen, d.h. auch, daß keine Provokationen mehr nötig sind, um sich unter den Erwachsenen am Tisch Gehör zu verschaffen. Unsere Kinder genießen sehr, daß Menschen, die zu ihnen keinen Bezug haben, sich nicht mehr in "Erziehung" einmischen, sie nicht mehr anpöbeln oder ständig mit ihrem Desinteresse plagen können.

Wenn sie gefragt werden, was sie jetzt vermissen, dann nennen sie zuerst die anderen Kinder vom Hof, die einfach immer da waren, oh-



Foto: E. Poschmann

ne daß sie Verabredungen treffen mußten. Als zweites nennen sie die Erwachsenen, die sich ihnen in besonderer Weise zugewandt haben; leckeres Essen kochen zum Geburtstag, Geschichten vorlesen, Theaterbesuch o.ä. zählt schon dazu. Als letztes nennen sie die vielen Möglichkeiten, die Haus und Hof ihnen boten.

In den Anfangszeiten der meisten Gemeinschaften wird der Anspruch formuliert, kleinfamiliäre Strukturen aufheben und damit einhergehend gemeinsame Verantwortung für die Kindererziehung übernehmen zu wollen. Dieser Anspruch wird oft formuliert aus der Erfahrung autoritärer Erziehung und dem Wissen darum, daß Kinder in der Kleinfamilie ihren Eltern auf

Gedeih und Verderb ausgeliefert sind. Kleinfamiliäre Strukturen bedeuten auf der Negativseite enge moralische Grenzen, Verwahrlo-

sungs- und Gewaltstrukturen, Konsum statt Liebe, geschlechtsspezifische Erziehungsmuster. Dem in kommunitären Gemeinschaften die Möglichkeit zur Entfaltung einer allseitig entwickelten, freien Persönlichkeit entgegenzusetzen scheint wünschenswert, ja notwendig.

Aber, seien wir ehrlich: Die Kinder sind oft ein Reizthema in unseren Gemeinschaften:

- * Sie sind laut. Zuerst einmal das! Und dann wollen sie auch noch Aufmerksamkeit zu den unmöglichsten Zeiten von den unmöglichsten Menschen.
- * Auch unsere Kinder sind frech, bockig, launisch.

Foto: Jan Eiden

- Kinder sind unproduktiv, müssen ernährt werden und brauchen viel Platz.
- * Viel schlimmer noch: die Erziehenden stehen der Gruppe und den Arbeitsbereichen nicht mit voller Kraft zur Verfügung.



Foto: Gerald Hänel/GARP

* Gemeinschaften fühlen sich überfordert von Aufnahmeanträgen alleinerziehender Mütter mit (Kleinst)Kindern.

Genauer hingeschaut, wird deutlich, daß die Kommunerealitäten oft quer zur Einlösung des Anspruches der gemeinsamen Verantwortung für Kinder stehen:

- * Es gibt in Gemeinschaften auch Menschen, die schlichtweg mit Kindern nichts zu tun haben wollen oder können. Sie beanspruchen kinderfreien Raum.
- * Viele Eltern können trotz ständiger Überbelastung keine Verantwortung abgeben. Dies bedeutet auch, daß Anregung, Hilfe, Kritik als Einmischung in persönliche Angelegenheiten empfunden wird.

- * Auch in unseren Gemeinschaften herrscht oft unbewußt ein traditionelles Kinderbild: Auch unsere Kinder sollen möglichst gesund, klug, aufmerksam, rücksichtsvoll, fröhlich, selbständig, eben pflegeleicht sein. Zudem sollen sie kritisch sein nach außen, versteht sich!
- * Immer wieder kommt es vor, daß Kinder bestimmte Erwachsene, meist aus gutem Grund, nicht leiden können, d.h. auch, daß sie sich von diesen nichts sagen lassen.
- * Scheinbar macht auch die Tatsache, daß Kinder zumindest in den ersten Lebensjahren und immer wieder beim Wechsel der Lebenssituation kontinuierlichen personalen Bezug brauchen, der Zuwendung, Sicherheit und Orientierung garantiert, die Einlösung des Anspruchs an gemeinsame Verantwortung so schwierig.

In Gemeinschaften haben die beschriebenen Reibungsflächen dazu geführt, daß der umfassende Anspruch nach gemeinsamer Verantwortung für Kinder in den Hintergrund getreten ist. Er ist noch sichtbar in der gemeinsamen materiellen Versorgung, die in allen Gemeinschaften selbstverständlich ist. Auch ist die Betreuung der Kinder als Arbeit anerkannt. Oft gibt es für die Vorschulkinder eine gemeinsame Kinderbetreuung zu festen Zeiten als eigenständigen "Arbeitsbereich" oder mit wechselnder Beteiligung auch von Nicht-Eltern organisiert.

An die Stelle des gewichtigen über allen schwebenden Anspruches der Verantwortung aller für alle Kinder ist aber in der Realität vielfach die Herausbildung von überschaubaren Beziehungen und Verantwortlichkeiten getreten:

- * Die Kinder stellen Wahlverwandtschaften her, d.h. sie leben so eng miteinander wie Geschwister. Dies läßt sich vor allem in Gemeinschaften mit vielen Kindern und einer gemischten Altersstruktur feststellen. Viele der Kinder in unseren Gemeinschaften würden außerhalb als Einzelkinder aufwachsen.
- * Häufig gibt es auch feste Patenschaften von Erwachsenen zu Kindern, durch die die Eltern entlastet werden und die den Kindern die Möglichkeit bieten, enge Beziehungen zu anderen Erwachsenen aufzubauen. Uli, 37, aus Kaufungen verbringt Montag nachmittag bis Dienstag zum Frühstück z.B. regelmäßig mit Pau, 5. Dies scheint vor allem für Kinder mit nur einem Elternteil ein großer Vorteil zu sein.
- * Grundsätzlich lassen sich sogar "Kinderhasser" in die Kinderbetreuung einbeziehen, indem sie sich an Fahrdiensten oder ähnlich praktischen Tätigkeiten beteiligen.
- * Manchmal bildet sich sogar soziale Mutter- oder Vaterschaft heraus, die die Aufgabe der leiblichen Elternteile übernimmt.

Trotz der vielen positiven Ansätze kommt es aber immer wieder zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen Eltern und Nicht-Eltern, zwischen Kinderfreunden und Kinderhassern. Dies liegt auch darin begründet, daß sich die Bedürfnisse der Kinder und die sich daraus ergebenden Notwendigkeiten ständig verändern und sehr unterschiedlich wahrgenommen werden.

Zum Schluß möchte ich meine Erfahrungen mit Elternschaft in Gemeinschaften in drei Anregungen thesenartig zusammenfassen:

- In den ersten Lebensjahren ist m.E. dringend ein begrenzter Kreis an festen Bezugspersonen für die Kinder erforderlich. Gemeinsame Verantwortung kann sich in großen Gemeinschaften somit nie als persönlicher Kontakt aller zum Kind ausdrücken. Vielmehr ist für mich im Laufe der Jahre deutlich geworden, daß in den ersten Jahren eines Kindes die Eltern Unterstützung brauchen. Sie wünschen sich die Hinwendung zu ihren Kindern und schaffen es nicht, sie in der nötigen Kontinuität herzustellen. Sie sind überfordert wie andere Mütter und Väter außerhalb von Gemeinschaften. Auch sie bewegen sich zwischen Selbstaufgabe für das Kind und Flucht vor dem Kind. Helfen könnte hier eine Unterstützung für die Eltern, die Verständnis, Liebe, Energie, Zeit und praktische Hilfe beinhaltet. Diese Form der Unterstützung kann nie die ganze Gruppe geben. Hier sind die Freundschaften gefragt und so haben es Eltern, die anonym in der Gruppe leben in den ersten Jahren mit ihren Kindern besonders schwer. Oft ändern sich auch Beziehungen zwischen den Erwachsenen, wenn aus Frauen und Männern Mütter und Väter werden, weil mit der Geburt eines Kindes für die Eltern automatisch eine Prioritätenverschiebung stattfindet. Hier kann es zu schmerzlichen Entfernungen voneinander kommen, die auch gute Freundschaften zerbrechen lassen.
- * Mit zunehmendem Alter können Kinder zu sehr unterschiedlichen Menschen Kontakt aufbauen. Voraussetzung ist aber, daß die Erwachsenen in einer Gemeinschaft den Kindern wenigstens partiell zur Verfügung stehen. Reine Anwesenheit mit offenkundigem Desinteresse gepaart empfinden auch ältere Kinder als störend. Sie wollen Beachtung und Anerkennung wenigstens in Teilbereichen. Da kann ein wöchentlicher Schwimmbadbesuch oder ein jährlicher Theaterbesuch schon reichen.
- * Voraussetzung für ein für beide Seiten zufriedenstellendes Zusammenleben zwischen Kindern und Erwachsenen ist, daß die Erwachsenen den Entwicklungsprozeß der Kinder aktiv und auf ihre individuelle Weise begleiten wollen. Kontaktpunkte ergeben sich bei genauem Hinsehen immer, verändern sich, werden auch überflüssig denn Kinder sind stets unterwegs zu neuen Ufern.

"AM BESTEN IST, DASS ES HIER NIE LANGWEILIG IST …"

Interview mit Kindern aus Kommunen



Foto: J. Eiden

Kinder werden in der Regel nicht ernsthaft gefragt, ob sie auch in einer Kommune/Lebensgemeinschaft leben möchten. Sie werden entweder (seltener) dort geboren oder von Eltern (-teilen) "mitgebracht". Werden diese Kinder nun "ganz anders"? Was bewegt und interessiert sie?

Dazu habe ich Kindern aus verschiedenen Gruppen 1994 während eines Kommunetreffens auf dem Reinighof und in der Kommune Niederkaufungen ein paar Fragen gestellt.

Mitgemacht haben: Jona (11 Jahre) und Numa (7 Jahre) vom Reinighof; Johanna (11 Jahre) vom Lindenhof; Ricki (9 Jahre) aus Lutter; Max (5 Jahre) aus Barkelsby, Jonas (11 Jahre), Nora (11 Jahre), Jule (10 Jahre), Lotta (9 Jahre), Fide (8 Jahre), Sarah, Kalle und Rasmus (7 Jahre), Jason und Felix (6 Jahre) aus der Kommune Niederkaufungen. Außer Rasmus (erst seit drei Monaten dort) sind alle Kinder schon mehrere Jahre oder länger in ihren Kommunen zu Hause.

Insgesamt lebten zum Zeitpunkt des Interviews auf dem Reinighof 5 Kinder, auf dem Lindenhof 3 Kinder, auf Barkelsby 3 Kinder, auf Lutter 4 Kinder und in Niederkaufungen fünfzehn Kinder.

Wißt ihr eigentlich, was eine Kommune ist?

Kalle Eine Gemeinschaft, wo ganz viele Leute zusammen-

leben.

Mehrere Ja, wollte ich auch sagen.

Lotta Vielleicht ist es dazu da, daß man merkt, wie das ist.

wenn man zusammenlebt, weiß ich aber nicht so

ganz genau.

Felix Da wohnen ganz viele Leute.

Und sonst, leben die Leute anders, zum Beispiel in Kassel?

Kalle Ja, da haben sie ja Einfamilienhäuser.

Lotta Ja, da haben die ja eine Familie. Und wir sind sozu-

sagen eine ganz große Familie - 60 Leute.

Ist ziemlich anders als woanders, da wohnen viel Rasmus mehr Leute, die da zusammenleben, und da sind viel

mehr Kinder, mit denen man vielleicht was machen

(Diese beiden Fragen wurden nur in Niederkaufungen gestellt).

Seid ihr denn gerne in der Kommune? Alle

Ja! Ja! Ja! Ja! Ja! Ja! Ja! Lotta

Ich wollte woanders nicht wohnen. Kalle Obwohl - doch, wenn R. [Bezugsperson, nicht El-

ternteil] woanders hinziehen würde, würde ich mit-

kommen.

Warum?

Kalle Weil ich R. so nett finde.

Auch wenn R. allein mit dir irgendwo hinziehen würde?

Kalle Ja. Ich habe R. ja hier kennengelernt, deswegen wür-

> de ich mit ihm hierbleiben oder weggehen. Und hier kann man echt gute Freunde kriegen, weil so viele

Leute hier sind, hat man ja ne gute Auswahl.

Von Erwachsenen?

Kalle Und von Kindern.

Ich finde es auch eigentlich ganz schön hier. Lotta

Ich auch - oder nach Italien ziehen, zu meinem Papa. Jule lason Ich würde zu P. ziehen, meinem Cousin, mit dem

kann man so gut spielen.

Lotta Ich würde auch zu T. [einer Freundin] ziehen, wenn

H. und M. [die Eltern] mitkommen würden.

Rasmus Ja, ich würde zwar auch gerne nach W. zurück, weil

da ja noch mein Vater ist, aber da müßte ich immer

allein spielen, und deshalb gefällt es mir hier in der

Kommune so gut.

Jona Ich bin gern in der Kommune, aber es gibt eine Stelle

woanders, wo mein Vater wohnt – in so etwas Ähnlichem – in einem kleinen Dorf, da ist viel Platz; da

würde ich auch wohnen.

Ricki Wo mein Vater wohnt, ist es gut. Der wohnt in Ita-

lien, und der wohnt eine Straße hoch, ganz im Wald, daß man die Autos nicht mehr hört. Frische Luft ist da, ein Badesee, im nächsten Haus wohnt mein

Freund...

Würde jemand von euch gern so wohnen wie Tanten oder Onkel, in einer Kleinfamilie?

Mehrere Nein, nein, nein, Buh, niemals.

Was findet ihr denn bei euch in der Kommune am allertollsten, am allerbesten?

Kalle Ja, daß es manchmal so gutes Essen gibt. Felix Kinderessen finde ich am allertollsten.

Kalle Am allerbesten finde ich, daß hier so viele Leute

wohnen können.

Iule Ich finde am allerbesten, daß wir ein so großes Gelän-

de haben, wo man auch richtig was spielen kann, und daß es so viele Leute gibt, mit denen man auch

etwas machen kann, z. B. ins Café fahren.

Erwachsene oder Kinder?

Jule Erwachsene.

Jason ... daß es ein Klettergerüst gibt.

Lotta Ich finde am allerbesten, daß es hier eine Kinder-

gruppe gibt, auch für Behinderte, und ich finde noch

am allerbesten, daß es hier so viele Tiere gibt.

Kalle Das finde ich auch gut.

Jason Am aller-, aller-, allerbesten finde ich, daß hier so

viele Leute sind.

Rasmus Das es hier nie langweilig ist! Man kann immer mit

den Kindern spielen, und wenn ich dazu keine Lust

hab, kann ich in meinem Zimmer spielen.

Jona Daß es einfach anders ist, daß es so wie eine große

Familie ist.

Nora Und daß so viele Kinder da sind.

Ricki Ich finde gut, daß jede Kommune anders ist. Ich war

ja schon in anderen Kommunen, und wenn jede

gleich ist, dann weiß ich ja schon, wie sie ist. Ich finde am besten, daß man soviel Platz hat.

Jonas Ich finde am besten, daß man soviel Platz hat.

Nora Daß ich so auf dem Dorf lebe, nicht in der Großstadt.

Du könntest doch auf dem Dorf leben ohne Kommune, zum Beispiel mit deinen Eltern zusammen?

Nora Nein, könnte ich nicht. Das wäre ja langweilig.

Johanna Ich finde es gut, daß man auch überall mal helfen

kann und so. Andere arbeiten ja nur für Geld, und ich finde es gut, daß man auch mal ohne Geld was machen kann, daß ich dort helfen kann, wo ich Lust zu habe und nicht gleich weggeschickt werde, wie

das bei anderen ist.

Was hast du denn schon gemacht?

Johanna Pikieren ...

Jona Man hat einfach mehr Möglichkeiten.

Johanna ... und Kühe füttern und Kühemelken helfen.

Erklär' doch mal, was pikieren ist?

Johanna Da setzt man viele kleine Pflanzen in kleine Löcher

in Kästen.

Sarah Ich finde am besten, daß hier so viele Kinder sind, da

kann man so gut spielen. Und dann ist die Freie

Schule in der Nähe ...

Jonas Na ja, in der Nähe, sie ist in Kassel! [10 km entfernt]

Ich finde am besten neben dem vielen Platz, das wir so viele Kinder sind, uns so gut kennen und gut zusammenhalten ... daß wir uns nicht immer streiten...

Großes Gejohle: Hohohoho, hahahaha.

Fide Wir streiten uns nie!? - Äh, denk mal zurück, Jonas.

Jonas Ich meine damit, daß wir uns nicht so streiten, daß

wir ausziehen.

Nora Ja, aber weil's von unseren Eltern abhängt, weil die

nicht ausziehen.

Jonas Ich würde aber trotz Streit nicht ausziehen.

Jona Ich würde dann die anderen fortjagen. Und was findet ihr anderen besonders toll zu Hause?

Numa Daß man hier reiten kann und so.

Max Ich find' eigentlich alles toll ...

Also Max findet alles toll ...

Jonas Der ist ja auch noch nicht so groß.

... aber es gibt bestimmt auch was, was ihr überhaupt nicht toll, sondern ganz doof findet oder schlecht, und was eigentlich geändert werden müßte.

Jona Ich find's doof, daß hier keine gleichaltrigen Kinder

sind.

Jonas Ja, ich find's doof, daß in der Kommune keine gleich-

altrigen Jungen sind, und ich fänd's gut, daß ein Fuß-

ballplatz in der Nähe ist und ein See.

Nora Wir haben aber einen Fußballplatz in der Nähe.

Jonas Ja, aber wieviele Kilometer [ca. 1,5 km]?

Ricki Und ich find doof, daß der Computer immer abstürzt

bei so einem Spiel.

Das ist das doofste?

Ricki Ja, auf der Lutter-Domäne, ja.

Sarah Ich finde es blöd, daß es bei uns so wenig Mädchen

gibt. [in Kaufungen: vier Mädchen, elf Jungen] Das

finde ich am allerblödesten.

Jona Findet Nora sicher auch.

Nora Nee, bei uns ist das allerblödeste, daß wir abends

kein Krach auf dem Hof machen dürfen, weil, sonst

die ganzen Erwachsenen wieder aufwachen.

Seid ihr nachts wach, wenn die Erwachsenen schlafen?

Nora Teilweise, und wenn die kleinen Kinder ins Bett ge-

hen.

Iohanna Und ich find's doof, daß es bei uns so flach ist. Keine

Berge zum Klettern sind, nur Äcker, Äcker ...

Fide Ich weiß noch was, was ganz doof ist in Kaufungen.

Das dort in der Nähe keine Freie Schule ist.

Weil du dadurch nach Kassel in die Freie Schule mußt?

Fide Ja.

Jonas Und ich finde doof, daß durchs Dorf eine Autobahn

gebaut werden soll, das will ich nicht.

Jona Blöd ist einfach, daß keine Gleichaltrigen da sind. Nora Vielleicht sollte man mal eine Kinderkommune auf-

machen.

Jona + Jonas Genau.

Jule Ich finde am allerblödesten, daß der O. [ein Erwach-

sener] immer so unfreundlich zu mir ist, und den B.

immer bevorteilt.

Kalle Der Q. [ein Erwachsener] ist am allerblödesten.

Lotta Ja, der Q.

Lotta, Kalle, Ja, der macht manchmal "hier" und "pitsch" (sie zei-

Jason gen eine Drohgebärde einer Schlagbewegung mit der

Hand).

Lotta (empört) Und der hat echt auch den Jonas auf den Arsch ge-

hauen. Und ich finde am doofsten, daß der Kalle (al-

ter Schäferhund) gestorben ist.

Kalle Ich finde auch doof, daß immer welche von außer-

halb hier reinkommen.

Lotta Ja, ich auch. Kalle Z. zum Beispiel. Lotta Ja, die kommt rein und macht "tsts" und "Haha". Das

ist ein Arschloch.

Weil du die Z. doof findest, aber nicht, weil sie aus dem Dorf ist?

Lotta Hier kommen is viele! So ein Junge kommt rein und

Hier kommen ja viele! So ein Junge kommt rein und sagt: "Ich bin der Stärkste, wollen wir kämpfen?"

Wenn Kinder sich so verhalten, ist das natürlich nicht schön, aber ist es nicht eigentlich gut, wenn Kinder aus Kaufungen zu Besuch kommen?

Lotta, Kalle,

Jule Finde ich nicht.

Kalle Die können doch wenigstens vorher fragen.

Felix Da kommt auch immer so ein Blödian mit Tigerfahr-

гad.

Kalle Dieser kleine Angeber.

Lotta Ja, die kommen einfach rein und tun so, als ob dies

ihr Gelände ist, zum Beispiel X. und Y.

Kalle Ja, die sind so arschig.

Jason Ja, weil die einige immer so ärgern.

Felix Und ich finde ganz doof, das es hier so viele pieksige

Steine auf dem Gelände gibt.

Jule Ich finde den X. auch ganz doof. Der hat mich immer

geärgert und mal voll ans Bein getreten.

Und was findet ihr noch in der Kommune ganz doof?

Kalle Daß Kinder auch spülen müssen!

Lotta Ja! Und ich finde noch doof, daß die Kinder hier im-

mer benachteiligt werden.

Kalle Ja, die Erwachsenen dürfen immer bestimmen.

Lotta Ja, die dürfen alles machen, und es gibt kein Kinder-

plenum.

Kalle Und ich finde noch doof, daß ich abends ganz viele

Leute frage, ob die nicht mit mir turnen wollen, aber

nie meldet sich ein Kind.

Rasmus Und ich find am doofsten, daß der V. mich immer so

ärgert und daß er kein Ende findet – einfach nicht da-

mit aufhört.

So etwas könntet ihr doch auf einem Kinderplenum, was ihr ja selber machen könnt, besprechen.

Einige Ja, genau, das machen wir.

Kalle Und ich finde, es soll ein Kinderzimmer geben.

Früher gab es hier eins.

Aber das habt ihr euch doch, soviel ich weiß, in Niederkaufungen schon erkämpft?

Kalle Ja, wir haben eine richtige Demo gemacht. [Siehe

auch Text im Anschluß)





Fotos: J. Eiden

E. Poschmann

Seid ihr eigentlich mit dem Essen zufrieden?

Mehrere Ja, ja, nein, nein, doch, nein.

Jonas Oft schmeckt mir's nicht.

Mittel, sonntags gibt's was Gutes.

Was ist "was Gutes"?

Ricki Was Gut es ist, was gut schmeckt.

Jonas Logisch.

KaufungerInnen Zufrieden sind wir nur mit dem Kinderessen, was es

jetzt montags gibt, sonst ist es Scheiße.

Und was ist euer Lieblingsessen?

alle Spaghetti! Eis! Pizza! Pfannkuchen! Nudeln! Nudeldurcheinander salat! Hühnchen! Pommes! Kartoffelsalat! Grießbrei!

Jägerschnitzel! Fischstäbchen! Kartoffelbrei! Spiegelei! Kartoffelpuffer! Wackelpudding! Fleischklöss-

chen!

Gibt's das oft?

Viele Selten!

Sarah Sonst nur bei Festen! Was macht ihr so den ganzen Tag?

Nora Schule, Hausaufgaben, spielen.

Jona Langweilen allein.

Sarah In die Schule gehen, ich bin fast immer bis vier in der

Schule.

Mehrere Schule gehen, etwas spielen, schlafen.

Und was spielt ihr am liebsten?

Jona Lesen, Malen, Erwachsene ärgern, reiten, zeichnen.

Ricki Immer Verschiedenes, Computer und anderes, Fuß-

ball.

Jonas Am Computer.

Johanna Ballspielen, Radfahren, mit anderen Kindern was

machen, Voltigieren, Klavier spielen, Volkstanz.

Kalle Fahrradfahren, Catchen, Rollerskater fahren.

Lotta Reiten.

Jason Ski fahren, Schlitten fahren, Gleitschuh fahren.

Jule Ski fahren.

Felix Gleitschuh fahren.

Rasmus Im Sandkasten buddeln und für Autos Straßen bauen

und dann Crash-Tests machen.

Nora Lesen.

Fide Fußball, Fahrradfahren. Numa Reiten, Malen, Fahrradfahren.

Sarah Zeichnen.

Wer sind denn eure besten FreundInnen, leben die in der Kommune oder außerhalb?

Viele (durcheinander) Schule! Bochum! Kindergarten! In

der Kommune! Cousin!

Rasmus Ja, zwei aus der Kommune und aus der Schule ein

paar.

Habt ihr auch FreundInnen im Dbrf?

Kalle Ja, C. und D. aus dem Dorf.

Lotta Ja, aus meiner Klasse, alle Mädchen sind nett. Und

ich habe eine Freundin, zwei Dörfer weiter.

Wißt ihr schon, was ihr machen wollt, wenn ihr erwachsen seid?

Nora Hebamme, vielleicht in Bochum wohnen, bei meiner

Freundin.

Sarah Ich auch und in der Kommune bleiben.

Jonas Ich weiß noch nicht – ähem ... Kieferorthopäde! Und

ich pfleg' vielleicht mal meine Oma und arbeite für

die.

Wissen alle, was das ist?

Ricki Das ist so ein Typ, der so Spangen gibt und so was.

Nora Das arme Kind.

Jona Ich würde mir in Frankreich ein großes Stück Land

kaufen und einen kleinen Hof.

Was willst du denn auf deinem Hof machen? Jona Ich kümmere mich um die Tiere.

Nora Da verdienste ja kein Geld! Das ist ja ein Hobby! Jona Ja, das ist ja das Problem. Oder ich übernehme von

meinem Vater das Ferienreiten. Geht auch.

Johanna Ich will Gärtnerin werden und auf dem Hof bleiben.

Max Und ich will Tischler werden. Ricki Ich will Lokomotivführer werden.

Jason Ich will Greenpeacer werden! Die sind gegen die

Walfänger.

Kalle Ich bleib bei R. Ich werde Popsänger.

Lotta Ich will wahrscheinlich Pferdepflegerin werden in

der Nähe.

Rasmus Feuerwehrmann oder Polizist oder Fahrer von Schie-

nenreinigungsautos. Die können bei Einsätzen über

rote Ampeln fahren und ich mag löschen.

Fide Und ich zieh' zu meinem Opa.

Was ist das Schönste im ganzen Jahr?

Kalle Silvester und mein Geburtstag.

Lotta Die gesamte Weihnachtszeit und Silvester.

Jason Nikolaus! Da stelle ich alle Schuhe von mir vor die

Tür.

Jule Die Zeit von Anfang Advent bis zu meinem Geburts-

tag Anfang Januar.

Rasmus Wenn's schneit und im Sommer, wenn meine Meer-

schweinchen rauskönnen.

Felix Wenn der See zugefroren ist.

Jason Find ich auch ein bißchen gut, dann kann ich Gleit-

schuh fahren.

Habt ihr einen großen Wunsch?

Jason Ich will einen Gameboy.
Felix Ein Mountainbike.
Kalle Super Nintendo.

Das muß nicht unbedingt zum kaufen sein ...

Kalle Ach so! Daß ich immer Geburtstag habe.

Lotta Mein größter Wunsch ist ein paar Wünsche frei und

vielleicht ein Pferd.

Jason Daß ich keine Schule hab und immer Geburtstag.
Jule Ein Mountainbike und daß die Kommune am Meer

ist, richtig schön warm, ein paar Klippen, Sand-

strände.

[Die letzten drei Fragen wurden nur in Niederkaufungen gestellt.]



BERICHT DER KINDER VON IHRER DEMONSTRATION IN DER KAUFUNGER KOMMUNE

Wir wollen ein Kinderzimmer!



Foto: F. Schade

Wir haben in der Kommune Niederkaufungen eine Demonstration gemacht, damit wir ein Kinderzimmer kriegen. Das ging so: Wir haben uns vormittags verabredet, um Transparente und Schilder zu malen. Dann haben wir uns für viertel vor sechs Uhr verabredet, und sind dann um zehn Minuten nach sechs Uhr aufgetreten und: "Raucherzimmer raus, Kinderzimmer rein! Raucherzimmer raus, Kinderzimmer rein! Wir wollen ein Kinderzimmer, wir wollen ein Kinderzimmer!", rufend in den Gemeinschaftsraum eingelaufen. Wir haben Zettel verteilt und die Transparente hervorgestreckt, sind eine Runde gelaufen und haben uns in einer Reihe aufgestellt. Dann sind wir noch eine Runde gelaufen und haben dann den Raum verlassen. Danach haben wir ein paar Interviews zu der Demo gemacht. Davon eins. Ein Interview mit Christa Pf.

Kind Wie fanden Sie unsere Demo?

Christa Pf. Beeindruckend.

Kind Was hat das in Ihnen bewirkt?

Christa Pf. Daß ich mir überlegt habe, ich brauch diesen Rau-

cherraum nicht, obwohl ich ja Raucherin bin.

Kind Danke.

Lotta, Nora, Sarah, Kalle, Paul, Jonas

gez. Jonas

Die Frauen von der Kommune Lutter



Foto: U. Kurzbein

Lutter, 17. Mai 1995

Hier in Lutter leben Frauen, die ihren Alltag mit Männern teilen und sich auch emotional auf sie beziehen. Ebenfalls Frauen, die ihren Alltag schwerpunktmäßig auf Frauen verlagert haben, und Frauen, die sich außerdem emotional ausschließlich auf Frauen beziehen. Einfachheitshalber nennen wir sie alle Lesben, weil diese in der Regel immer unter den Tisch fallen. Der Begriff Lesben bezieht sich also bei weitem nicht nur auf die gelebte Sexualität.

Seit langem war in Lutter auf der Burg ein kleines Fachwerkhaus als Frauenraum geplant. Das ziemlich baufällige Haus wurde mit einigem Aufwand saniert und renoviert und stand dann unbewohnbar einige Jahre leer.

1991 kamen einige Lesben nach Lutter, die das Konzept eines "Frauenhauses" gut fanden und den Weiterbau organisierten. Fenster, Türen, Wände, Treppen wurden eingebaut, Lesbenbaustellen werden organisiert, und aus der Theorie wurde lebendige Praxis.

Es entstand eine Lesbengemeinschaft, die sich aufgrund der gesellschaftlichen Machtstrukturen zwischen Frauen und Männern zusammentat, hauptsächlich um sich zu stärken. Das brachte Bewegung in die Gruppendynamik. Die Lesben im Frauenhaus erfüllten nicht mehr die Beziehungsvorstellungen der Männer. Nörgeleien, Vorwürfe und Unzufriedenheit waren die Reaktion, nicht nur der Männer, hier auf der Burg. In den Gesprächen und Auseinandersetzungen fielen immer wieder die gleichen Schlagwörter, die gleichen Argumente und Phrasen.

So entstand die Idee, in Form einer Satire alle nervenden Wiederholungen mal zusammenzutragen. Unter viel Lachen schrieben wir diesen Text, den wir dann einstudierten und auf einem gemeinsamen Abend in Form eines versteckten Theaters aufführten.

Alle Rollen wurden von Lesben gesprochen. Unsere stärksten Verfechterinnen des Frauenhauses bekamen die Männerrollen. Keiner hat was gemerkt, bis zu dem Zeitpunkt der Auflösung des Theaters, als wir auf unsere Stühle kletterten und die letzten Schlagwörter abwechselnd sangen.

Frau: Oh, irgendwie ist das Frauenhaus eine tolle Idee.

Frau: Jetzt endlich wird die Idee lebendig.

Mann: Frauenhaus, Frauenhaus, du hast wohl immer noch

nicht gemerkt, daß du in einem gemischten Projekt

wohnst.

Frau: Warum soll ich mir meinen Freiraum als Frau nicht neh-

men?

Mann: Was willst du denn dann noch hier, dann geh doch

gleich in ein Frauenprojekt.

Frau: Geh du doch in ein Freie-Liebe-Projekt.

Mann: Aber ich möchte die freie Liebe hier mit euch.

Frau: Freie Liebe zwischen Männern und Frauen natürlich,

wie immer.

Frau: Klar, der Mann ist ja zwangsläufig auf Frauen ausgerich-

tet und die Frau auf Männer und ihre Mütterlichkeit.

Mann: Ich will ja Nähe leben mit euch, aber eigentlich seid ihr

mir egal.

Frau: Frauen sind wohl verantwortlich für die Nähe in einem

gemischten Projekt.

Mann: Wenn wir endlich gemischt wären, hätten wir eine ge-

meinsame Küche ... äh, wenn wir eine gemeinsame Küche hätten, dann ... äh ... wären alle Probleme gelöst

... ähn ... gemischt ... dann wären wir ...

Frau: ... zwangsgemischt. Frau: ... zwangsheterosexuell.

Mann: Häh, wieso Zwang? Das ist doch normal!!! Natürlich!

Frau: Klar ist das normal; du stehst auf Frauen und ich auch.

Mann: Das möchte ich jetzt echt mal wissen, wie das passiert

ist, daß du dich nur noch für Frauen interessierst?

Frau: Oh, du armer Kerl, welch traumatisches Erlebnis in dei-

ner Kindheit mußt du gehabt haben, daß du nur auf Frauen stehst und mit deinem Geschlecht nichts anfan-

gen kannst!!!

Frau: Und warum hat sich noch kein Mann für dich interes-

siert, du bist doch gar nicht so schlecht gebaut?!

Mann: Äh, ... darum geht es doch jetzt gar nicht!

Frau: Ja, worum geht es denn dann???

ein bißchen Liebe freie Nähe

ein bißchen Frieden freie Heterosexualität ein bißchen Sex Erotik am Arsch vorbei

im Kuschelbett gemischte Küche im gemischten Projekt gemischte Gefühle.

Unseres Erachtens hat dieser Text nichts an Aktualität eingebüßt. Die Männer kommen immer noch ziemlich schlecht damit klar, daß Lesben ihre Beziehung zu ihnen anders definieren als sie.

Das Frauenhaus hier auf der Burg in Lutter war und ist ein Prestigeobjekt.

Wir geben uns nicht der Illusion hin, daß das Frauenhaus, so wie es die Lesben hier definieren, gewollt ist. Denn eine Auseinandersetzung über Gewaltverhältnisse in dieser Gesellschaft in Bezug auf unser Zusammenleben, eine gesellschaftliche und folglich auch gemeinschaftliche Problematik, wird nicht geführt. Im Gegenteil, es wird immer wieder der Versuch unternommen, den Konflikt zu entpolitisieren. Zum einen, indem er auf die persönliche Beziehungsebene gebracht werden soll. Zum anderen wird der Frauenraum von Einzelnen zum "privaten" Raum erklärt, weil er der "Gemeinschaft" nicht offen stünde. Hier setzen sich Männer mit Gemeinschaft gleich.

Fast zwei Jahre waren sehr wenige Lesben im Frauenhaus. Nun, 1995, sind wir mittlerweile wieder oft mehr als fünf. Der neueste Angriff auf das Frauenhaus besteht in dem Versuch, die Lesben ökonomisch auszugrenzen, was nur bei den Lesben eindeutige Empörung hervorruft.

Wir werden wohl bald wieder unseren Frust und Ärger darüber in einer lustvollen, kreativen Aktion abbauen müssen.

besetztes Haus, autonome Presse – aber auch eigenständige Vorstellungen von Musik, Theater, von Bräuchen, Traditionen, Zusammenleben – der Kampf um physische und psychische Gesundheit (...)."

Das Bild von Gesellschaft als eines von Landstrichen, in denen Gräben und Abschnitte von verschiedenen Arten "Herrschaft" besetzt sind, können die "Autonomen zur Lage der Nation" wie sie selbst sagen, dem Begriff der "Zivilgesellschaft" von A. Gramsci entnehmen. (Dieser starb 1937 an den Folgen der Kerkerhaft im faschistischen Italien.) Gramsci's "Zivilgesellschaft" beinhaltet, daß Herrschaft nicht nur durch staatliche Organe – Parlament, Gerichte, Polizei etc. – verankert ist, sondern auch im Bewußtsein von Menschen, in deren Riten, Ethik, Massenkultur, Religion, Tradition … Staat also wesentlich in uns selbst existiert. Damit muß Befreiung sich sowohl an subjektive Emanzipation als auch gegen staatliche Institution wenden und bekommt der Abbau von "Staat" in uns selbst (Gewalt, Hierarchie, Unterdrückung, …) eine wesentliche Rolle, in jeder alltäglichen Situation, jetzt sofort und immer. Weiter heißt's bei den "Autonomen zur Lage der Nation":

"Politischer Kampf wird zum zähen Ringen mit vorhandenen Strukturen. Verhandlungen mit kommunalen Behörden um Gelder, Räume etc. gehören zum Instrument des Kampfes ebenso wie Demonstrationen von Durchsetzungsvermögen oder Stärke durch eine militante Demo..." "Es gibt nicht ein "Zerschlagt den Staat", wenn "Staat" ein organisches Fundament (in uns, Anm. Verf.) hat, in dem er wurzelt. Das Vokabular heißt: Kräfteverhältnisse, Taktik, Zähigkeit, Geschick, Vielfältigkeit, Umwälzung."

Mit diesem so erweiterten Begriff von politischer Aktion wird Alltag bis in jede "Kleinigkeit" ein Feld für bewußte, politische Handlung. Was sich dann aber in der Umsetzung als Endlos-Arbeit mit den tausenden scheinbar unzusammenhängenden Stolpersteinen von Zwischenmenschlichkeit entpuppt und überhaupt nicht mehr dem "politischen Anspruch" zu genügen scheint.

So, wie oben wiedergegeben, beschreiben wir (städtische, vermute ich mal, Autonome und radikale Linke) unsere Defizitanalysen von scheiternden Kämpfen und fehlender Perspektive immer wieder auch in Begriffen wie soziales Leben (soziale Revolution), gemeinschaftliche und individuelle Emanzipation, alltägliche Einmischung. Das Bemerken unserer politischen Nicht-Relevanz bringen wir zusammen mit der Ahnung, außerhalb eigener enger Bezüge auch keine soziale oder kritische Relevanz zu haben, weil über die Scene-Grenzen hinaus die Bindungen fehlen oder dorthin keine Ausstrahlung besteht, weil wir auf allgemeine alltägliche Fragen keine eigenen, neuen, emanzipatorische Antworten entwickeln und leben.

Linken spüren, daß der Druck zunimmt. Unsere Organisierung war und ist keine Insel. Viel zu sehr sind wir noch verwoben mit der Alltäglichkeit im Kapitalismus, nur mit anderem Vorzeichen." "Also kollektive Prozesse, die nicht nur gegen die Macht vorgehen, sondern die schöpferische Produktivität des Menschen freilegen und schützen. Aus dem Sumpf des eigenen Ghettos können keine gesellschaftlichen Offensiven entwickelt werden."



Räumung eines Abenteuerspielplatzes in Friedrichshain

Foto: Umbruch

Das lese ich so: Gemeinschaften, in Gesellschaft integriert, soziales Miteinander, Auseinandersetzung mit sich und anderen, um soziale Utopie zu entwickeln und zu gestalten. Und gleichzeitig darin auch die Kritik, soziale Selbstfindung nicht nur als Selbstzweck zu betreiben, denn es geht ums Ganze (die Metropolenwirklichkeit) und nicht um den eigenen jeweiligen Bauchnabel. Und der Prozeß, der dabei dann als Befreiung beschrieben werden kann, wird kein einmaliger Akt sein (ab dem die Welt dann "gut" ist), sondern die permanente subjektive und kollektive Emanzipation und dabei auch immer Stück für Stück "Herrschaftsvernichtung" (also nicht erst das eine, dann das andere, egal wie rum).

Damit greift "In die Herzen ein Feuer" einen sozial und kulturell erweiterten Politik- und Aktionsbegriff auf, den z.B. auch "Autonome zur Lage der Nation" (Interim # 127, 12/90) verwenden:

"Nur in zähen, langandauernden Kämpfen können Gräben erobert werden, können bestimmte Abschnitte von uns besetzt werden. Ein

ler Politik eine Beschreibung von Utopieverlust und Inhaltsleere mit dem Bedarf einer Neubestimmung ("In die Herzen ein Feuer" Interim #187, 4/92, WWG-Text):

"Das (die Antworten auf die Frage, was ist revolutionäre Politik, Anm. Verf.) war oft eindimensional und hat spätestens seine Brüchigkeit bewiesen, wo der Inhalt unseres Kampfes in all unseren Handlungen, Diskussionen, Organisierung und Beziehungen nicht mehr spürbar war." "Wir bewegen uns zum Großteil mit Initiativen und Überlegungen in der erzwungenen aber auch freiwilligen sozialen Ausgrenzung, quasi in einem der vielen Segmente oder gar Nischen einer vielfach gespaltenen und zergliederten Gesellschaft. Wie viele von uns denken noch in Kategorien von Wegen und Lösungen für die Probleme der ganzen Gesellschaft?" "Aber auch diejenige(n), die innerhalb (?, Verf.) leben und erhebliche Widersprüche haben und vieles ganz anders wollen, sind vereinzelt. Es gibt keine sozialen und politischen Organismen, in denen gemeinschaftliches Leben stattfindet und die ihren Protest und Widerstand ausdrücken können. (...) Mehr denn je müssen wir uns mit der sozialen Dimension unserer Politik auseinandersetzen."

Als soziale/politische Organismen mit gemeinschaftlichem Leben werden dann "Volksorganisationen" oder "Basiskommitees" genannt, ohne diese jedoch genauer zu beschreiben. Die "militante Isolation" (s.o.) meint ähnliches, wenn sie von dauerhaften, langfristigen Projekten schreibt, um aus der kollektiven Unverbindlichkeit herauszukommen, wobei verbindliche Struktur in diesem Fall Infoläden. Zeitungen, offene Bezirksgruppen meint. Der WWG-Text greift aber noch weiter: Gemeinschaftliches Leben, in sozialen und politischen Organismen, das umfaßt meiner Meinung nach mehr als Läden und Initiativen. Wohnen und Arbeit ist in diesen Begriffen mit enthalten, auch wenn vielleicht noch nicht einmal kollektive/kommunitäre Wohn-/Lebens-/Arbeitsprojekte dabei mitgedacht waren. Im weiteren enthält der WWG-Text das derzeit übliche Lamento: "(...) Aktivitäten (beinhalten) zur Zeit keine soziale Utopie, sie sind im Kern abwehrend.". um dann das Fehlen dieser Utopie auf den fehlenden "umfassenden Begriff der Metropolenwirklichkeit" zurückzuführen. Dieses habe eben zur Folge, daß immer wieder Brüche beim Finden einer eigenen Identität in den Auseinandersetzungen mit Gesellschaft auftreten, die oft zur Aufgabe der Auseinandersetzung führen. Diese Identität gelte es zu entwickeln, bzw. Räume zu schaffen, in denen dies für uns möglich ist:

"Menschliche Fähigkeiten, gemeinsam sein Leben zu organisieren (kein Single-Dasein), Phantasie (nicht: Horrorvideos) und reale Kommunikation (nicht: Bedienung eines Computers, BTX-Geräts und Game-Boys) usw. verkümmern immer mehr. Auch wir aus der radikalen

Schon vor '89 gab es Anzeichen von autonomer, linksradikaler Krise, die sich durch unsere offensichtliche Nicht-Relevanz in sozialpolitischen Auseinandersetzungen um z.B. Jobbermentalität ausdrückte. Der Häuserkampf war schon fast wieder 10 Jahre her, Mieten und Arbeitslosigkeit stiegen weiter, Lastenumverteilung, Produktionsumstrukturierung schritten voran. "Die militante Isolation" aus den Niederlanden gibt eine Zustandsbeschreibung der 80er Jahre, die auch für die damalige BRD zutrifft (aus Clash #1, 10/90 und Clash #2, 1/91):

"Die radikalen Linken stehen an der Seite und gucken zu. Sie wissen absolut nicht, was sie mit den sozialen Konflikten anfangen sollen. Das ganze politisch-ökonomische Terrain war in all den Jahren vollkommen vernachlässigt worden. Es wurde immer deutlicher, wie eingeschränkt die Anzahl an gesellschaftlichen Bereichen gewesen war, in denen die Bewegung anwesend war. Das selbstbestimmte Leben hat angefangen, einen hohen Preis zu fordern; in den Freiräumen zurückgezogen war die radikale Bewegung meilenweit von der Realität des täglichen Lebens entfernt." "So wie es ein berechtigtes Bedürfnis gab nach Freiräumen, haben wir sie auch in selbstgewählte Ghettos verwendet. Genauso scharf, wie wir die Trennungslinie zwischen unserem schönen selbstbestimmten Leben und der Gesellschaft gezogen haben, kam bei uns das Bewußtsein hoch, das es eigentlich unter uns genauso mies laufen konnte."

...wie in dem Rest der Gesellschaft also auch. Denn: Auch wir sind Teil dieser Gesellschaft und erst einmal auch nicht besser als sie. Damit sind die immer wieder aufbrechenden und auch unter uns nie abgeschlossenen Auseinandersetzungen um Hierarchien, Sexismus, Rassismus,... als permanent bleibendes Problem angerissen. Außerdem benennt der Textausschnitt als problematischen Umstand unsere fehlende Verankerung in sozialem Leben über die eigene Scene hinaus. Eine Feststellung, die sich in unseren Texten und Erfahrungen bis heute durchzieht und den eigenen Realitäts- und Relevanzverlust wiederspiegelt. So auch in der Auseinandersetzung, wer wem die Straße überlassen hat, die Linke den Rechten? Und wie wird sie wieder zurückgewonnen? Z. B. bei "L.U.P.U.S.": "Kultur und Straße" in Interim #209, 10/92, als Antwort auf die "radikal"-These vom Verlust der Straße in Auseinandersetzungen mit Rechten und Nazis. Auch "L.U.P.U.S." vertritt die These vom Verlust durch freiwilligen Rückzug z.B. auf militante Kulissen wie Bauzaun, Wald, Wiese, jedenfalls raus aus dem alltäglichen Leben in Lohn-/Arbeits-/Lebensverhältnissen, für die wir nur noch individuelle Lösungen finden, die ohne soziale Utopie bleiben und somit auch ohne Ausstrahlung sind und bleiben.

Zur Vorbereitung und Mobilisierung auf den Anti-Weltwirtschaftsgipfel in München entsteht in einer Bestandsaufnahme linker radika-

Berührungsängste von Autonomen und Kommune

Auch wenn's jetzt manchmal ein bißchen "globaler" wird: Die nächsten Gedanken über Veröffentlichungen von vermutlich Nicht-KommunardInnen stehen für mich immer im Zusammenhang von Gemeinschaft in städtischen sozialen Bezügen, mit politisch linker, radikaler (kann auch heißen: anarchistischer, sozialistischer, revolutionärer statt bürgerlicher) Identität, bezogen auf gemeinschaftliche, kommunitäre Strukturen, in denen diese Identität erfüllbar wäre oder ist. Die ausgesuchten Texte beschreiben Vorstellungen von Wegen aus einer Krise linker radikaler Politik. Ich stelle dem meine Interpretation hinzu. Wenn es so ist, daß die meisten von "uns" das übliche Einzelwohnen, die Klein-WG, die übliche fremdbestimmte Billigmaloche, die Beziehung nach Feierabend usw. leben, muß das wohl heißen, das "wir" das auch so wollen, oder es einfach bequemer und leichter so ist. Denn, wenn mehr Bereiche meines Lebens enger miteinander verbunden sind, um so sichtbarer würde ich für mich und andere mit allen meinen guten Seiten oder Macken. Das kann Ängste auslösen. zu tief in Befindlichkeiten abzutauchen. Meine These ist, daß "wir" Autonome, Linke, Schreiberlinge, WG- NeurotikerInnen usw. manchmal vorsichtig mehr meinen, als "wir" sagen. Z.B. denke ich, das ich in dem, was ich von "uns" lese und höre, oft drinsteckt: Komm, laß es uns zusammen anpacken, nicht mehr alleine arbeiten, streiten, wohnen, lieben, was neues wagen... Arg verschlüsselt, damit es nicht gleich allzu ernst genommen werden muß, aber mutwillig doch herausinterpretierbar. Genau dieses Entschlüsseln will ich im nächsten Abschnitt einmal tun.

Autonome Sinnkrise und Orientierung, Visionen, die auf kommunitäre Lebensweisen hindeuten

Über die letzten Monate und Jahre gibt es innerhalb linksradikaler Strömungen, genauer einigen organisierten Zusammenhängen von Antifa und Autonomen (letztlich bis hin zu RZ und RAF), sowohl in West- als auch in Ostzusammenhängen, mit jeweils unterschiedlicher Interpretation der Situation und der Vorgehensweise, ein umfangreiches Schrifttum zu einer Neubestimmung von Werten in einer Phase der Orientierungslosigkeit. Die Ausgangsbedingungen sind so unterschiedlich wie die Organisationszusammenhänge, und ich werde sie nur anreißen. Den meisten Analysen gemeinsam ist die Bekundung einer Perspektivlosigkeit, einhergehend mit dem vermeintlichen "Sieg des Kapitalismus", spätesten seit dem Mauerfall und der Auflösung der SU. Und: "Wir" schreiben über uns, also mehr oder weniger solidarisch füreinander, aus autonomer, undogmatischer Sicht.

wendig kurzfristige, die dem Druck der aktuellen Situation folgt, und eine langfristige, mehr perspektivische Herangehensweise. Eine Diskussion um Wahl der Mittel bzw. die gegensätzliche Interpretation der derzeitigen Situation und die Perspektive der Herangehensweise im Umgang mit neonazistischer Agitation und Aktion ist im Moment auch schon entbrannt und drückt sich u.a. in einem Streit zwischen der Zeitschrift "radikal" und der Gruppe "L.U.P.U.S." (Frankfurt/ Main) aus. Für die einen ist das "Vierte Reich" angebrochen, der Krieg am laufen, Menschen mit ihrem Leben bedroht auf der Straße, in ihrer Wohnung, im Heim. Daher müssen Neonazis angegriffen werden, damit auf diesem Weg ihre Aktionen verhindert werden, sie persönlich eingeschüchtert werden oder sie bei stillen MitläuferInnen ihre Attraktivität verlieren. Die zweite Interpretation geht von der Nutzlosigkeit der - nur - militärischen Lösung aus, die sich nur an Fascho-Skins und einigen Kadern als dem peripheren Symptom abarbeitet, solange die Mitte der Gesellschaft, also die Masse der "NormalbürgerInnen", in der das neonazistische Gedankengut seine eigentliche Verankerung hat, das tobende Nazi-Skins trägt und hervorbringt und gleichzeitig sich naiv-verlogen von ihnen abwenden kann, nicht im Zentrum von Analyse und Aktion steht.

In der zweiten, langfristigen Strategie sehe ich eher auch eine Perspektive für Kommunen und Gruppen wie unsere, gerade wegen der Vielzahl der je nach Möglichkeit und Fähigkeit abstufbaren Eingriffsmöglichkeiten, ohne daß ich die Notwendigkeit von konkretem Schutz, auch jetzt sofort, leugnen werde. Gedanken zur Abwehr von rechtem Gedankengut setzen im sozialen Umfeld von potentiell "Rechts-Anfälligen" an: und das heißt überall. Gemeinsame Konflikterfahrung und Versuche von solidarischer Konfliktlösung, nicht sozial-doziert, sondern authentisch erfahren, als gemeinsame Lebensqualität mit Ausstrahlung, in einer sozialen, nicht-anonymen Nachbarschaft. Kiez. Bezirk, erlebbar machen durch Sich-einmischen wäre also unser Teil der Perspektive von langfristiger Antifa-Arbeit (und nicht nur der). An diesen Weg stellt sich natürlich die berechtigte Anfrage, ob eine sozial verbindliche Verknüpfung so vieler Menschen in einem städtischen Zusammenhang überhaupt leistbar ist. Und, ob dazu überhaupt noch die Zeit besteht, angesichts der konkreten Bedrohung durch Gewalt jetzt schon; ob durch langfristige soziale Vernetzung nicht Zeit vertan wird, in der durch Pogrome und Gewaltanwendung schon wieder zu viele Opfer zurückbleiben. Andersherum bleibt mir die Frage an den militärischen Weg jetzt: wie kann durch kurzfristige Aktionen die langfristige Veränderung entstehen, die jedoch nur durch Erfahrung und Verankerung im Bewußtsein von Menschen tragfähig werden kann und damit erst lebbar wird, unabhängig von drohender Repression und ihr auch nötigenfalls standhaltend.

unserem Veranstaltungsraum ihre Feste gefeiert, kaufen uns Getränke ab. Wir haben versucht, die Hofgestaltung mit allen MieterInnen zusammen durchzuführen, einige haben auch mitgemischt und tun's noch. Meist gibt es einmal im Jahr ein Hoffest. Vom Gefühl lebe ich hier näher mit diesen Mit-MieterInnen auf diesem Grundstück als in einem "normalen" Haus, auch wenn im Alltag nicht so viel zu sehen ist. Nagelproben, bei denen unsere Hilfe angefragt, Einmischung angesagt war, kamen/kommen selten vor, gibt es aber (Gewalt, sexistische Bedrohung, Schulden, Knast, Rausschmiß, Obdachlosigkeit...). Unser Umgang damit war selten strittig, wenn wir dort hingehen konnten. wo Einmischung nötig war, warf aber große Probleme auf, wenn die Nachbarn sich bei uns einmischten oder aufgenommen werden wolten/unterkommen mußten. Die eine oder andere Anfrage an uns wegen Werkstattnutzung kommt auch schon mal aus der weiteren Nachbarschaft unserer Straße. Aber eigentlich gehen wir dort genauso in Anonymität unter wie iedes andere Mietshaus auch.

Wir haben dann noch eine erweiterte "Nachbarschaft" im "organisierten" Sinn: ebenfalls ehemalige Bauselbsthilfeprojekte, Drogenselbsthilfe, Kneipen, ein Sozialselbsthilfeladen, Infoladen, Antifacafé, drumherum sich dazusortierende Einzelne oder WGs. Man/Fraukennt sich, sieht sich, hat z. T. schon eine längere Geschichte miteinander, gemeinsam durchgeführte Straßenfeste, Kiezküchen mit Essen und Diskussion, Kiezpalaver, Zusammenzugspläne etc. Die meisten dieser Einrichtungen sind jetzt schon länger nicht mehr lebendig. Nicht ohne unser Zutun: Wir haben uns die letzten Jahre auch sehr zurückgezogen.

Die aktuelle Beistandsnachfrage von einem Projekt um die Ecke wegen neonazistischer Übergriffe lassen derzeit die "organisierte Nachbarschaft" wieder aufleben. Neben denjenigen Menschen um uns herum, die bei der letzten Bezirksparlamentswahl eine satte Stimmenanzahl für rechte extreme Parteien repräsentieren, hat in unserer näheren Nachbarschaft ein bekannter Neonazi sein Domizil: W.A. Priem, Gründer und Kader der GdNF (Sammlungsbewegung aller BRD-Neonazis) und Chef der Nazigang "Wotans Volk". Neonazismus und rassistische Überfälle also nicht aus der Glotze, sondern "live" um die Ecke. Was heißt dann aber der Buttontext "Wir greifen ein" für uns? Wenn z. B. der abgemachte Anruf der Telefonkette kommt, weil in der Nähe Faschos wieder randalieren? Abgesehen von der Einsicht in die klare Notwendigkeit, dort dann hinzugehen, mindestens um präsent zu sein, je nach Vorbereitung und Zutrauen auch um eingreifbereit zu sein, stellt sich mir immer deutlicher die Notwendigkeit, an den Ursachen zu arbeiten, lange bevor es erst nötig wird, sich auf diese Ebene der Auseinandersetzung auf der Straße einlassen zu müssen. Ich nehme da bisher zwei grundsätzliche Strategien wahr. Eine not-

Kollektive Perspektive

Die Motive, bei Zorrow zu leben, mit denen das Projekt begonnen wurde und wie wir es heute weiterführen. können beschrieben werden als ein Miteinander, uns weiterentwickeln wollen. zusammen Spaß haben, zusammen auch ökonomischer und ökologischer leben können als getrennt mit jeweils eigenem Hausrat. Faktisch ist hier bei Zorrow jede Weiterentwicklung ein zähes Ringen aus konservierendem Sicherheitsbedürfnis und lustvollen anarchischen Vorstößen, Abgrenzung und Einmischung. Weil aber auch das Private politisch ist, weil es mich und uns prägt, hält, stützt, unterstützt, auch in unseren Herrschaftsprivilegien, z.B. als AkademikerInnen und Männer, ist auch Zorrow politisch, ist mir diese Gemeinschaft Anlaß und Halt für Auseinandersetzung: Meine Perspektive ist aber nicht nur durch diese Gruppe bestimmt, sondern durch Menschen und Projekte hier um mich herum. So befinde ich mich, und darüber auch die Gruppe Zorrow, immer wieder in Rückkoppelung mit unserer "Umgebung", genauso, wie andere von uns sich und ihre Lebens-/Wirkbereiche bei Zorrow direkt oder indirekt einbringen - Schule, Kinder, Musik, Architektur, Kirche, Umweltschutz, Asyl, Aktion, Besinnung. Beziehung....

Immer wieder finde ich beides bei Zorrow, Chance und Überforderung. Überforderung, auf die Vielzahl der verschiedenen Einflüsse, Erfahrungen, konkreten Anlässe eingehen und agieren zu müssen, und Chance, eben doch als Gruppe oder Teile davon etwas von diesen Anlässen aufgreifen zu können und daran Ideen oder Handlungen zu ent-

wickeln. Wichtig ist mir daran, in unserem eigenen sozialen Bezug und damit gekoppelt in den Bezügen um uns herum – räumlich oder inhaltlich nah – zu leben, verbunden und verbindlich zu sein in einer Auseinandersetzung.

Großgruppe und Kiezintegration, Ghetto oder Nachbarschaft mit Einflußnahme, am Beispiel: Neonazis in der Nachbarschaft



Zorrow leht relativ isoliert in seiner Nachbarschaft. Mit unseren Foto: nächsten Nachbarn - MieterInnen des Vorderhauses und eines Seiten- Zorrow flügels - verbindet uns wenig alltägliches. Wir sehen und grüßen uns. Ein Mieter im Vorderhaus war früher mal selbst Zorrow, eine andere Mieterin aus dem Seitenflügel ist in unsere Gruppe eingestiegen. Wieder andere nutzen unsere Werkstätten mit, haben ein oder zwei Mal in

Regel auch abschminken, wenn du z. B. auf eine Klärschlamm und sonstwie vergiftete ex-LPG gehst. Machen trotzdem einige. Die Preise können ja nur noch steigen.

Die individuelle Stadtperspektive

Ich will die Gedanken zu meinem Stadt-Dasein mal so zusammenfassen: Ökologisch gibt's hier nicht viel zu holen, außer üblicherweise in einem Bioladen. Wo die ihren Kram herhaben, ist mir aber auch schon gar nicht mehr so transparent bzw. die Vermarktung genauso wenig geheuer wie woanders auch. Und die x-te Variation einer besonders exotischen Pastenmischung bedient auch nur die gleichen Konsumgewohnheiten wie sie jedes Kaufhaus bedient. Gemüse aus dem Wendland? Kommt auch von ganz schön weit her. Berliner Umland? Wie gesagt, LPG und deren Altlasten. Also nicht so einfach. Obwohl ich mir auch immer wieder weniger Entfremdung von dem wünschte, was ich mir in den Mund schiebe. Oder gern mehr wüßte über die Pflanze, die sich um mich herum, zwar nicht so vielfältig, aber immerhin findet. Stadt verstehe ich also als einen extremen Biotop, ökologisch arm.

Und sozial? Auch arm? An diesem Punkt ist meine Haut sehr dünn geworden. Durch die geballte Vielfalt gibt es einen unglaublichen Reichtum an verschiedensten Möglichkeiten, sich und andere zu erleben. In der Masse schlägt dieser Reichtum in Anonymität und Vereinzelung um, wird dadurch zu einer unglaublichen sozialen Armut an Kontaktform und -fähigkeit. Masse macht anonym verwertbar, nivelliert das "Normale", durch das das "Abweichende" (Hautfarbe, Sprache, Sitten, Gebrechen, Behinderung, Sozialfähigkeit, Obdachlosigkeit) diskriminiert und nicht mehr angenommen werden kann. Daher dann die exzessive Notwendigkeit, sich als Individuum erkennbar zu machen, über (Status-)Symbole oder über Graffittikürzel als gesetzte "Marken" an Wand und Bahn. Ein Überflutet-werden von Eindrücken. daß ich es oft kaum ertrage, mit dieser wahllos zusammengewürfelten Menge in den gleichen U-Bahn-Wagen eingeschlossen zu sein. Nächste Station kann ich ja aussteigen. Trotzdem ist mir jeder mitteilungsbedürftige Betrunkene grad zu nah gewesen. Permanent grenzenlos Objekt sein. Dann denk ich mir wiederum, was soll's, das sind doch alles momentane subjektive Befindlichkeiten, anderen geht's ähnlich im Erleben der Konflikte auf der Straße, der Arbeit. Wir agieren daraus, im üblichen Sinn politisch u.a. im Zusammenleben in einer Großgruppe, um den Individualisierungstendenzen um uns herum etwas entgegenzusetzen.

serem Haus entlang hinter der gefallenen "Mauer" auftun. Und der Depression darüber, mich mit neuen Veränderungen abmühen zu müssen. Veränderungen, die ich letztlich als Verlieren von Lebensqualität, nicht im ökologischen Sinn, sondern viel krasser im sozialen/psychischen/physischen/politischen Sinn erlebe. Und Veränderungen, die mich als "Wessi" wiederum doch weniger treffen müßten, als Menschen der ehemaligen DDR, denen ganz andere Kontinuitäten verloren gehen und gänzlich neue Zustände vorgeknallt werden, in denen ich mich wenigstens nicht ganz so neu orientieren muß. Trotzdem tut sich auch für mich und jede/n hier genug, was Verunsicherung auftreten läßt und Orientierung nötig macht.

Lamento über die Unerträglichkeit des Normalzustandes

Arbeitslosigkeit, Obdachlosigkeit, Vereinzelung, Entwurzelung sind überall immer deutlicher sichtbar. Steigende Gewaltbereitschaft, die Neigung, einfachste, von rechts propagierte Losungen aufzunehmen, sind nur ein Weg von vielen, in denen sich diese Situation ausdrückt. Die sozialen Umstände folgen aus den politischen Vorgaben: Umverteilung, Entgarantierung, Ausgrenzung, Fremdenfeindlichkeit. Das alltägliche Ausleben von Gewalt, Fremdenhaß und Minoritätenausgrenzung lerne ich als den gesellschaftlichen Normalzustand zu begreifen, nicht etwa in dem Sinn, daß der Normalzustand dadurch hinnehmbarer wird, sondern erst überhaupt verstehbar wird, wenn sich jetzt wieder auslebt, was schon lange in noch viel mehr Köpfen als vermeintlich nur bei den "Glatzen" drin war. Das hat Bedeutung für den Umgang mit dieser Situation: Was nützt es, sich mit immer einzelnen Glatzen zu schlagen (hab ich sowieso zuviel Angst vor), wenn es das gesellschaftliche Bewußtsein um sie herum ist, das erst hervorbringt, dann trägt und opportunistischerweise auch wieder fallen lassen kann, ohne daß sich das zugrundeliegende "Normalbewußtsein" je selbst in Frage stellen müßte, geschweige denn sogar veränderte.

Fluchttendenzen

Daß Freunde und Bekannte, die mir nah sind, zunehmend die Offenheit der Stadt nutzen, sich von Berlin wegzuorientieren, in andere Städte oder aufs Land gehen oder gehen wollen, verunsichert mich, zusätzlich zu meiner Verunsicherung über die Ertragbarkeit der Zustände um uns herum. Ich will nicht gehen. Andere sehen für sich keine andere Lösung. "Ökologisch leben" ist da oft nicht der wichtigste Grund, von hier wegzugehen. Öko kannst du dir auf dem Land in der

sich als irgendwie links geartet begreifen, kaum Bezug zu autonomen Strukturen. Im folgenden Text versuche ich einige Probleme beider Teile der Linken aus eigenem Erleben und aus Texten autonomer Veröffentlichungen zu beschreiben. Der Blick auf das jeweils andere "Lager" soll neue Entwicklungsmöglichkeiten eröffnen, in denen die Potentiale beider genutzt werden können. Die zentrale These wird dabei sein, daß sich "äußere Arbeit", sprich politische Aktion und Militanz, und "innere Arbeit", also gelebte soziale Prozesse nur zusammen zur Emanzipation ergänzen können, das eine ohne das andere keinen Bestand hat. Dies wird im größeren, 4. Textabschnitt beschrieben werden. In den ersten Abschnitten stelle ich das Szenario auf, unter dessen Bedingungen städtischer politischer und sozialer Alltag erfahrbar ist. Diese Erfahrungen ergeben den Hintergrund für notwendigen Handlungsbedarf im Sinne eingreifender linker Politik, hier beschrieben aus Erfahrung mit einer kommunitären Wohn-Großgruppengemeinschaft. Dieser Teil der Beschreibung ist z.T. stark biografisch durchzogen, was daran liegt, daß das Formulieren der Gedanken zum Zeitpunkt des Schreibens mir selbst Klarheit in der Frage geben sollte, ob ich die Stadt der Perspektive, auf dem Land zu leben, weiterhin vorziehen soll oder nicht.

Biografische Notiz

Ich lebe in Berlin. neu von 34 Jahren in derselben Großgruppe. Davor vier Jahre in einer anderen Großgruppe, auch in dieser Stadt. Vor Berlin: (die ersten) drei (Lebens-) Jahre in einer Kleinststadt. In städtischen Bezügen hab ich mich eingelebt, eingearbeitet, finde ich Umund Abwege für mein Auskommen und habe ich mein soziales und mein politisches Umfeld. Ich agiere hier. "Arbeit" findet nicht nur als Erwerbstätigkeit statt: Das Lernen an der selbstverwalteten Schule verwaltet "sich selbst" (wer das wohl macht?), das Großgruppen-Wohnprojekt Zorrow verwaltet "sich selbst". Beide Institutionen finden sich wiederum in den Schlingen von Mietspekulation/Kündigungsdrohung/städtische Umstrukturierung wieder, also gibt's auch da genug zu tun: Freiraum- und Wohnraumsicherung. Mittlerweile wird dieses Thema wieder aktuell, auch für uns: Das Wohnprojekt Zorrow hat seine Wurzeln unter anderem ja auch in Wohnungskampf-/ Besetzungszeiten Anfang der 1980er. Die damals abgeschlossenen Verträge laufen 1998 aus.

Freundschaften von mir leben mit mir in diesem Haus, andere außer Haus. Immer mehr wollen die Stadt verlassen. 1989 begann mit den offenen Grenzen um Berlin ein Prozeß, der mich bis heute zwischen Faszination und Depression hin und her wirft. Der Faszination über neue Möglichkeiten, die sich 100 Meter weiter die Straße an unschem Leben betreten, die sich je nach Schwerpunkt und Interesse lokal oder überregional in Alltagspolitik einmischen. Oder die besetzten/legalisierten Häuser in den Städten, die Freiräume für ähnliche Experimente gegen den üblichen Individualisierungsdruck, Konsumzwang usw. bieten. Trotzdem ist es nicht so, daß beide Begriffe, Kommune und autonome Politik sich decken oder auseinander hervorgehen müssen. Klarer Fall: umfaßt doch Kommune-Leben auch mehr als nur den politischen Ausdruck, also auch soziale, psychische, materielle, ökonomische Aspekte. Andererseits gilt das Gleiche auch für unsere städtischen linken Bezüge. Jedenfalls ist es nötig, die kritische Anfrage an uns zu stellen, ob nicht jeder politische Anspruch und dessen Umsetzung in Aktion oder längerfristiger Organisierung auch einen gehörigen Anteil an sozialen Auseinandersetzungen, materiellen und ökonomischen Grundlagen beinhaltet. Sceneaktivismus ist eine Seite, Generationskonflikt bis hin zur Kinderfrage, oder Kohle durch beliebige, individual- Jobs die andere. Ich werde mich jetzt darum drücken, genauere Analysen oder Definitionen zu suchen, weil sich die beiden Scenen auch als viel zu vielschichtig darstellen.

Grob scheinen mir die Charakteristika von linker autonomer Struktur folgende zu sein: Ein alter Slogan hieß "Autonome - mehr als nur Politik". Was soviel bedeutet: Politischer Ausdruck wird selbst in die Hand genommen, nicht den Profis in Gremien und Partei überlassen. Politik passiert überall dort, wo wir leben, zuhause, auf der Straße, am Arbeitsplatz. Und Politik ist nichts tierisch Ernstes, wir handeln solidarisch verantwortlich und haben unseren Spaß dabei. D.h. wir machen Feste auf der Straße, machen Musik, malen unsere Häuser an, in denen wir nicht mehr vereinzelt Freiräume für noch viel mehr Sinn und Unsinn haben. Manchmal tragen wir auch mit viel politischem Pathos unsere Argumente vor, handeln unsolidarisch auf Demos, leben abgeschnitten in unserem Sceneghetto und regeln unseren Broterwerb auch noch ganz individuell und selbstentfremdet.

Die Thesen über Kommune faß ich mal mit den "3 K" zusammen: Kollektiv, Kasse, Konsens. Also Arbeit in Selbstbestimmung, gemeinsame ökonomische Verbindlichkeit und nicht-hierarchische Entscheidungen. In der Regel auf dem Land, weil in Abgrenzung zum unattraktiven Stadtleben (z.B. wegen ungesund oder unökologisch). Das Spektrum der inhaltlichen Orientierungen, so sie überhaupt festgelegter vorhanden sind, reicht von Spiri über Öko bis Polit, in allen denkbaren Schattierungen. Im übrigen beginnt die Geschichte der Kommunen der neueren Zeit in der Stadt, 1968 mit der K1 in Berlin.

Jedenfalls gibt es nach meinem Verständnis mehr Berührungspunkte von linker Politik und Kommune und umgekehrt, als gemeinhin sichtbar wird. Mir scheint, konkret lebende Kommunen sind ein blinder Fleck der radikalen Linken. Umgekehrt haben Kommunen, die

KOMMUNEN UND AUTONOME - WAS HABEN DIE MITEINANDER ZU TUN?



Foto: Umbruch

Scheinbar erst einmal wenig. Jedenfalls wird in den jeweiligen Scenen alltäglich wenig Bezug aufeinander genommen. Am ehesten in der Form, daß einige KommunardInnen aus linken Strukturen stammen. Zunächst einmal gibt es Ansätze, in denen sich die beiden Formen von Leben und Aktion decken: z.B. bei Kommunen, die sich als links, anarchistisch begreifen, Neuland in Organisation von solidari-